



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Missionspost.

wurden die Zauberer gerufen, um die Ursache der Seuche herauszufinden. Diese aber erklärten, daß die Metallringe die Ursache der Krankheit seien. Die Zauberer sahen nämlich bei den an der Seuche gestorbenen Menschen, daß unter den Druckstellen der Ringe sich graue Flecken gebildet hatten. Nun befahlen sie (die Zauberer), daß alle Ringe gesammelt würden und sie vergruben dieselben und erklärten sie für giftig. Darauf rieten die Zauberer, man solle als Geschenk für das Mädchen eine Ziege geben. Später kam man auf eine trächtige Kuh, bis man auf eine Kuh mit dem Schwanz, d. h. eine Kuh mit dem Kalbe kam. Mit der Zeit erhöhte sich das Geschenk auf 5 Stück Vieh als die höchste Anzahl im Zululande. Nur Natal machte eine Ausnahme dadurch, daß kein fester Preis festgelegt war. Auch die Regierung der Weizen kümmerte sich anfangs nicht um diese Angelegenheit. Erst in den Jahren 1869 und 1870 regelte die Regierung das Lobola in Natal dahin, daß sie ein eigenes Gesetz schuf. Darnach sollten als Lobola 10 Ochsen gegeben werden, bei vornehmen Mädchen und Häuptlingen jedoch 15 und mehr. Durch dieses Gesetz nahm die Viehweiberei einen rasenden Aufschwung in Natal. Die Schwarzen sind eben der Ansicht, daß Viehweiberei reich mache.

(Schluß folgt.)

Missionspost

Von Hochw. P. Urban, St. Barbara, Südafrika

Mein treues Pferd, der Bleß, ist drausgegangen. Da ihm vor drei Wochen das andere Pferd, ein schon alter Missionsveteran, im Tod vorangegangen war, so stehe ich nunmehr da ohne Pferd. Wenn ich nun den Blick durchs Fenster werfe und hinüberschweifen lasse über die zerklüftete Berggegend von St. Barbara, so wird es mir ganz zweierlei: Dort in und hinter den Bergen sitzen so 1300 Christen um 12 Außenstationen geschart, und wie soll ich sie nun regelmäßig besuchen? Wie, wenn Krankenrufe kommen auf die weiten, entfernten Plätze? Mit dem Rad durch diese Schluchten und Löcher auf den vielsach ganz felsigen Bergpfaden zu fahren, ist unmöglich. Da heißt es nun auf Schusters Rappen „reiten“, und was das bei dem heißen Klima in den Schluchten, wo die Hunderte von Meter hohen steilen Felswände die Hitze ganz intensiv zurückstrahlen, für Anforderungen stellt, das weiß nur der, der die aufreibende Arbeit eines Missionars aus eigener Erfahrung kennt.

Doch was soll ich klagen? Es hilft ja doch nichts. Und der Bleß ist nun einmal tot. Aber derjenige, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, hält auch über den Barbarenpfarrer seine schützende Hand aus. „Du und ich, wir sind zwei geplagte Tierchen.“ So sagte ich oft zu meinem Bleß, wenn ich ihn streichelte. Ja, er war ein wackeres Missionspferd, ein treuer Helfer. Seinen Pfarrer und Herrn ließ er nie im Stich. Gerade als ob er es gewußt hätte, worum es sich handelte. Drei, viermal wöchentlich im Sattel bei diesen weiten Streifen und diesen schlechten Wegen, das machte ihm anscheinend gar nichts aus. Sei es zu Krankenrufen, sei es zu Schulbesuchen, immer half er treu und wacker seinem Pfarrer. Und immer in diesem feinen Trab! Ich bin schon auf vielen Pferden gesessen, beim Militär wie hier in Afrika, aber noch nie saß ich auf einem Pferde, das einen so leichten und dabei so schnellen Trab gehabt hätte. Freilich geplagt war er, wie sein Pfarrer.

An einem Samstag nachmittag sollten etwa 20 Erwachsene getauft werden.

Da kam ein dringender Krankenruf. Anstatt mit den Taufzeremonien anzufangen, setzte ich mich um 3 Uhr in den Sattel und rechnete auf 11 Uhr wieder daheim zu sein. Aber der Bleß, trotzdem er hochträchtig war, sauste so durch die Schluchten, daß wir um 9 Uhr schon längst wieder daheim waren und so mein Pfarrer sich durch einen unverkürzten Schlaf auf den folgenden anstrengenden Tag vorbereiten konnte. Und anstrengend war dieser Tag. Kam ja zu den zwei hl. Messen und zwei Predigten und etwa 80 hl. Beichten, der gewöhnlichen Sonntagsarbeit, — von den sogenannten Indabas ganz abgesehen — noch die Tauffeier dazwischen.

Ein andermal, vor wenigen Wochen, kam am Freitag abend die Nachricht, daß ein abgefallener Christ am Sterben sei und den Priester wünsche. Er wohnte etwa 25 Kilometer weit weg. Der nächste Weg aber war durch einen geschwollenen



Hochw. P. Jakob RMM. spendet einem eingeborenen Kind
die hl. Sterbesakramente

Fluß gesperrt, und so hieß es, auf Umwegen hinkommen. Früh um 8 Uhr ging es ab; abends um 8 Uhr kamen wir beide wieder heim, totmüde. Andern Tags ging es dann wieder in die dicke Sonntagsarbeit hinein.

Doch trotz der vielen Arbeit und den großen Anstrengungen war es doch schön, mit dem Bleß hinauszureiten. Wenn er so schön sanft dahintrabte und man ein Lied in die Täler hineinsingen konnte, daß sich das Echo rechts und links an den Felswänden brach . . . Oder wenn es durch einen Kraal ging mit hellem Sang und die ganze schwarze Jugend mit lautem Jubel hintendrein . . . Welche Freude erst, wenn der Pfarrer ob des schlechten Weges abstieg und den Bleß den kleinen Negerbuben anvertraute, die dann vorauszogen und abwechselnd dann auf den Sattel kletterten! Und der gute Bleß war kein Spielverderber. Die schwarzen Jungen durften mit ihm tun was sie wollten, er ließ sich alles gefallen.

Freilich, seine Mücken hatte er auch. Ich selber mußte ihn vor zwei Jahren, wie ich ihn bekam, verschiedene Male ordentlich verklopfen. Aber dann wußte er, wer der Herr war, und ich brauchte von da ab nie mehr den Schambock. Voriges Jahr war ein Missionar einmal hier auf Besuch. Er war zu Fuß von Triashill herunter gekommen. Damit ihn der Rückweg nicht so sehr anstrengte, boten wir

ihm den Bleß an. Gesagt, getan. Der Pater probierte also das Reiten. Er hatte schon guten Willen, aber der Bleß umso weniger. Er merkte halt gleich, daß ein anderer Herr droben saß. Zuerst führte ich nun den Bleß am Zügel etwa einen halben Kilometer weit, den Reiter im Sattel. Dann überließ ich beide ihrem Schicksal und machte kehrt. Über kaum daheim angekommen, sah ich die Stute im hellen Galopp zur Station hereinsprengen und auf ihr der arme Pater Missionar!

Solche Bilder ließen sich vielfach vermehren; doch die angeführten mögen reichen. Was die hiesige Mission anbelangt, so können die Leser sich vielleicht noch erinnern, daß ich vor mehr als 3 Jahren hierher kam und St. Barbara als selbständige Mission übernehmen mußte, selbst noch ein Neuling im Land. (Vorher war St. Barbara eine Filiale von Triashill gewesen). Da in den letzten zwei Jahren die Missionsarbeit endlich einmal intensiver betrieben werden konnte, so kam es jetzt erst zum Vorschein, wie günstig die hiesigen Verhältnisse sind. Die Zahl der Christen stieg in diesem Zeitraum von 1400 auf 1800. Freilich wie überall ist auch hier nicht alles Gold was glänzt und ich könnte ihnen manches vorjammern. Doch wenn ich die Verhältnisse draußen bedenke und auch das, was meine Mitbrüder hier im Lande alles zu erzählen wissen, dann will ich lieber schweigen.

Zum Schluß noch viele Grüße an die liebe Heimat aus dem armen, aber schönen St. Barbara.

Heute!

Von F. Schrönghamer-Heimdal, Passau-Haidenhof

Gin stiller, silbriger Septembermorgen vorne im Graben an der Somme. Ich frieche aus meinem Unterstand und äuge wie ein Maulwurf ins werdende Licht, das die Hänge vor Herbecourt und dahinter die alten Mauern der Festung Perrone mild überflutete, als läge das Land im tiefsten Frieden.

Sogar ein Vogelstimmen schwungt sich gläubig und vertrauend in die wachsende Helle über den zerfetzten Baumstümpfen, auf die vor Stunden noch ein Trommelfeuer niedergeprasselt, daß die Lehmboschungen der eilig aufgeworfenen Gräben barsten, daß die Wipfel im wilden Gewirr auf die bebenden Unterstände sausten.

Wie durch ein Wunder war mein Zug trotz des stundenlangen wütenden Feuers mit den amerikanischen Granaten, die wir damals zum ersten Mal zu kosten bekamen, ohne Verluste davongekommen, und als ich die Runde durch den Graben machte, lachten mir überall leuchtende Augen aus den lehmigen Gesichtern entgegen. Solches Leuchten ist nur in Augen, denen das Leben nach tobendem Vernichtungswüten neu geschenkt ist.

Dankbar grüßen die Braven den neuen Tag, lächelnd wieder, wie ich durch ihre Reihen schreite, schanzen an den geborstenen Böschungen, sehen die Gewehre nach und lauschen dazwischen dem Vogelstimmen, das als letztes von den Feuerwirbeln verschont geblieben. „Heute“, meint meine Gefechtsordnung, der Gefreite Kandlinger, im Unterstand, „heute haben wir unsere Ruh“. Die haben beim Abendsegen gestern ihre ganze Munition verplempert. Dreitausend Schuß auf hundert Meter Grabenbreite.“

„Heute!“ ruft eine andere Stimme vom Eingang zum Unterstand her und eine Hand schiebt hastig die hüllende Zeltbahn beiseite. „Heute, Herr Leutnant, ist mein letzter Tag.“ Wildbärtig, mit geisterhaft gläzigen Augen, Gewehr bei Fuß, steht der Landwehrmann Kienle, ein Sohn des grünen Allgäus, vor mir.

„Was fällt Ihnen denn ein, Kienle? Mir scheint, das Trommelfeuer heute Nacht hat Ihre Nerven zerrüttet. Wollen Sie zum Arzt?“ Kienle schüttelt nur das bärtige Haupt und steht da wie ein Gespenst.

„Spinneter Uhu!“ knurrt mein Kandlinger, der biedere Altbauer, Tapferster der Tapfern. „Wie, soll heut' dein letzter Tag sein, Kienle? Wirfst sehen, nicht einen Schuß kriegen wir heut. Ich kenne den Franzmann. Und heute Abend werden wir abgelöst und kommen in Ruhe. Was soll da passieren?“